

Erinnerung an Licht

Zwei Briefe für Klaus Sobolewski (4.8.1962-3.7.2006)

7. Juni 2006

Lieber Klaus,

die von dir empfohlene Übung der reinen Vorstellung von Farben brachte mich auf immer wieder die gleiche blau (gedachte) Umgebung.

Blau. Der Ausgangspunkt. Überraschend.

Wo ist das Rot? Es wird wohl zu suchen sein. Blaudiagnose. Rottherapie. Sind doch die Farben ein Modell einer (hoffentlich) universellen Wirklichkeit, auf welche wir in unserem Ringen um Ausdruck zu wirken versuchen. Gestehen wir uns dabei die Hoffnung ein, dass sich die Wirklichkeit durch uns ebenso beeinflussen lässt, wie sie uns beeinflusst?

Im Materiell-Räumlichen ist uns diese Wirkung oft versagt, entweder aus Mangel an Kräften, ungünstigen Bedingungen wie dem Ort und die Zeit unserer Menschenexistenz, oder dem Nicht-Verstehen unserer Mitmenschen. So müssen wir Ausdruck suchen in dem, was zuerst von uns selbst abhängt und somit uns direkt mit einer nicht-materiell-räumlichen Welt verbindet.

Diese Gedanken suchten gestern nach den spurentretenden Buchstaben, als ich in einem schlecht beleuchteten Gang saß, wartend. Einen Regenguss abwartend. Wasserpfütze vermischt mit den Tonleiterproben aus den Zimmern gelehriger Klarinettenschüler.

Heute nun drucke ich dir Alexanders Rede von der Ausstellung in Annaberg aus, wie versprochen. Zum Lesen auf Papier, um die papiernen Zwischenräume des Textes nicht zu verlieren in einer Bildschirmgeflimmer-Mail. Dazu kopiere ich nun den Text aus dem Internet und drucke ihn aus. Rückübersetzung.

Gegenreformationsgelüste der doppelten Transformation. Filter oder Fortschritt? Hauptsache mit F.

Jetzt gehe ich ins Atelier. Wie fast jeden Tag verlasse ich das Büro, was sich in der Wohnung befindet unmittelbar nachdem der Ostsonnenstrahl den spitzwinkligen Schatten auf dem Fenster-Schreibtisch verhärtet, schmälert und verkürzt, kurz bevor sich der Tanz der Lichtreflexwesen auf den Tastatur zur lähmenden Tageshelligkeit versteinert. Gehe ich. Zuerst wie üblich zur Bank um eine Einzahlung vorzunehmen. Dann dieselbe Straße entlang, ungefähr zehn Minuten bis zu Peters Farbengeschäft. Hier wähle ich eine Tube weiße Ölfarbe und ein Fässchen braun getönte Tusche.

„Hier, die Quittung.“

„Danke. Machs gut.“

„Bis bald.“

Jetzt laufe ich die Straße hinauf, in der sich das Atelier befindet. Kurz davor das Postamt mit den Schließfächern. Ich sehe in mein Postfach. Eine Rechnung, drei mal Werbung, eine Vernissage-Einladung. Schließe zu und gehe in den übernächsten Eingang, über den Hof, neben dem Glaser ins Haus, erste Etage rechts. Ein terpeninölschwangerer Geruch begrüßt mich. Das halbfertige Bild steht noch auf der

Staffelei.

Das erste von vier Bildern. Mensch und Vogel. Der Vogel ist ein Adler. Er ist mit karminroten groben Pinselstrichen hingefetzt, fliegt an von links oben. Das war vor drei Monaten. Seitdem meistens Stillstand. Ruhe. Eine Figur entwickelte sich. Gestisch rechts-links. Synchron. Das Weiß schichtet sich mal mit roter und mal mit blaugrauer Allianz über die gestischen Schichten. Ruhe als eigentliches Ziel. Es regnet. Die Fotolampe brennt. Exakte Farbtemperatur. Prometheus.

Ich genieße die Ruhe. Prometheus und der Adler. Prometheus schuf die Menschen, so will es die Sage, förderte sie und wurde als Strafe des Diebstahls des Feuers, sicher ein erfundener Vorwand, von den olympischen Göttern an den Felsen geschlagen. Der Adler mag Lebern. Er frisst sie täglich. Herakles befreite Prometheus, erschoss den Adler. Bedrohte Tierart.

Der rote Schwingstuhl steht vor dem halbfertigen Tier. Ich genieße die Ruhe. Die Ruhe ist ein gefräßiges Tier. Sie verlangt immer mehr Nahrung und verschlingt sich gern selbst.

Auch Prometheus lebte in der Provinz. Nicht auf dem Olymp. In der hügeligen Provinz. Der Schöpfergott, Titan, hat Depressionen, titanweiße Depressionen. Deshalb schafft er den Menschen, danach schafft er den Adler. Der Adler macht Prometheus den Sinn seiner Existenz deutlich. Jeden Tag. Jahrtausendlang. Und dann kommt Herakles. Vogelfeind. Die Fesseln eine Geschichtsfälschung, der Felsen ein Symbol aus Stein. Prometheus wartet auf den Adler. Er füttert ihn. Wie jeden Tag. Prometheus füttert den Adler mit der Leber des Herakles.

Ich stehe auf und nehme schwarz, etwas indigoblau hinein, nur eine Spur aus demütigem Respekt vor dem harmonischen Farbuniversum.

Ich male die Leber.

Sie ist blau.

Lieber Klaus, wenn das Bild fertig ist, werde ich dir ein Foto davon mailen. Vielleicht verschiebt sich das Blau noch bis zu unserem nächsten Treffen am 7. Juli. Auf jeden Fall bringe ich dir das Buch mit, nach dem du mich gefragt hast. Es ist von einem englischen Autor und etwas vergilbt, aber ich bin trotzdem froh, dass ich es gebraucht finden konnte. Sei bis dahin ganz herzlich begrüßt

Michael

7. Juli 2006

Lieber Klaus, heute denke ich an den Tod, nicht der Tod ist es, was die Menschen fürchten, es ist das Nichts. Das Nichts ist nicht vorstellbar. Der Tod jedoch gleicht dem Leben.

Sommer schien es am Dienstag gewesen zu sein, als mir die eiskalte Nachricht aus Annaberg übermittelt wurde. Die dreißig Grad des Außen bewahrten das Innen nicht vor der stählernen Klinge mit invernalem umgekehrtem Temperaturvorzeichen. Dabei wollten wir uns heute treffen, ich hatte bereits dein Buch bereitgelegt und eine Pfeife mit dänischem Tabak. Die Texte, unvollendet. Ungetan. Wenn du nicht tust,

dann bleibt nichts ungetan, sagtest du. Du würdest die Ruhe genießen, schriebst du in deiner Nachricht vom 11. Juni als Antwort auf meinen Text, und dass du dich schon auf das Buch freust und hoffst es sei auf deutsch. Ja ist es.

Heute sollte also unser Treffen sein. So gegen 19.00 Uhr wäre ich losgefahren, obwohl wir in der gleichen Stadt wohnen, sind doch einige Stadtteile zu durchfahren. Am Industriemuseum auf die Autobahnzufahrtsstraße, dann links abbiegen und durch das Gewerbegebiet bis zum Beginn der Plattenbausiedlung, dann auf die Hauptstraße, den Südring überqueren und ganz draußen, ehemals Baugebiet 8 genannt, an der letzten Ampel, bevor die Straße ins erste Erzgebirgsdorf hinunterführt, nach links, ein schleifenartiges Asphaltmäanderband immer an den Blocks vorbei, um schließlich so irgendwo in der Mitte einen Parkplatz zu suchen. Direkt vor deinem Wohnblock wäre einer gewesen. Ich wäre ausgestiegen, hätte auf den gegenüberliegenden Block geschaut und mich wieder gefragt, wieso dir dieser die freie Sicht in das Erzgebirge versperrt. Zwei Etagen höher könntest du über ihn hinwegsehen. Es sind noch Wohnungen frei gewesen. Eigentlich waren von den 12 Wohnungen des Sechsgeschossers nur drei belegt und eine davon war deine in der zweiten Etage. Wieso du hier wohntest, hätte ich dich gefragt und du geantwortet, dass du auf der Suche nach Anonymität gewesen wärst und sie hier gefunden hättest.

„Wieso ausgerechnet hier?“

„Ein Ort ist ein Ort.“

Ein Ort, um sich auf der Erde zu verorten.

Ich hätte an der Haustür geklingelt, der Summer, die Haustür, das enge Treppenhaus. In der zweiten Etage hättest du auf dem Absatz gestanden, die rauchende Pfeife in der Hand, lachend.

„Hallo Michael.“

Im Wohnzimmer würde ich sofort sehen, dass sich das Bild verändert hat. Vor einem halben Jahr hattest du es gemalt, ein grün-rotes Muster wie ein Schachbrett. Es ist das größte Bild, das du gemalt hast, vielleicht 90 x 90 cm. Dann hattest du es mit weißer Farbe überarbeitet, gewischt, gekratzt, die einen Teil des Musters freiließ. Ich glaubte, es sei die Vorbereitung der nächsten Farbschicht, doch du versichertest, es sei fertig. Immer wieder und immer entgegnete ich, es sei unfertig.

Das Resultat des Sehfühlens: Das Rätselhafte an sich. Kein Land, keine Zeit, die sich dokumentieren ließe. Diese Welt könnte nur besiedelt werden durch die Hoffnung darauf.

Doch heute hätte sich das Bild verändert. Nicht durch den physischen Auftrag der Farbschicht, nein, vielmehr durch die Veränderung der Einstellung meiner Sehnerven wäre es heute fertig geworden.

Scheiß Konjunktiv.

Die anderen Bilder sind noch ungemalt. Weiße Leinwände seit einem Jahr. leuchten unterschiedlich weiß bei Schwarzlicht-Bestrahlung. Obwohl aus der gleichen Großhandelsbestellung in einem Paket zusammengeschweißt.

„Hast du was neues gemalt?“

„Ich genieße die Ruhe“, sagst du stattdessen und das du nichts vermisst.

Umso besser, dass du im Winter das kleine quadratische Bild gemalt hast, Spuren auf

einem gedämpft grün geschupperten Untergrund, irgendwo zwischen Symbol und Geste, so wie jenes monochrome Ölbild mit dem roten hausähnlichem Zeichen, was ich zuerst von deinen Arbeiten in der Galerie hinterm Rathaus in der Innenstadt sah. Klare Bilder. Linie schwarz auf weißem Grund. Runde Bilder.

„Du solltest auch mal eine Malpause machen. Vielleicht ergibt sich da etwas neues.“, rätst du mir.

Ich setze mich in den Sessel, stopfe die Pfeife, du nimmst die nächste schon kalte Pfeife aus dem Drehgestell, das insgesamt sechs Pfeifen fasst. Rauch steigt auf. Schweigen.

„Hat ein Bild ein dumpfes Bewusstsein?“, fragst du?

Ich sehe zu dem kleine grünen Bild. Das bleibt. Was bleibt? Das Bild als projiziertes Bewusstsein, als verschlüsseltes Bewusstsein, sieht mich an.

Die Menschen fürchten nicht den Tod, sie fürchten das Nichts.

Der Tod ist nicht Nichts. Der Tod ist ein anderer Aspekt des Lebens. Er ist das nicht-subjektive Leben, das Nicht-Erleben. Mein Tod ist nicht erlebtes Leben. Das Leben der vorigen, der anderen, der folgenden. Das ist nicht Nichts.

Mein Leben ist der Tod der vorigen, nächsten, der anderen. Mein Leben resultiert aus den Toden mehrerer anderer. Mein Leben als Fragment-Patchwork der Tode anderer.

Welchen Einfluss haben die anderen Subjektivitäten auf das Ich? Schattenhaft huschen Sie durch unsere Leben und nähren unsere Fantasie.

Die Ahnung einer anderen Subjektivität. Ich und doch nicht Ich. Viel-Ich und Ein-Ich.

Der Tod ist nicht das Nichts. Das Nichts ist überhaupt nicht vorstellbar. Da die Vorstellung ebenfalls nicht Nichts ist. So ist das Leben ewig mit seinen ständigen Toden. Der Tod als fröhlicher Begleiter, der nicht zur Auslöschung der Existenz führt, sondern zu deren ständiger Schöpfung.

Meine Zeitgenossen sind keine mit mir verbundenen Subjektivitäten, können es überhaupt nicht sein, keine gemeinsamen Fragmente möglich. Daher die Befremdung.

Doch gibt es Zeitgenossen, die von gleichen vorgeburtlichen Wesenseinheiten Fragmente im Geistigen zu enthalten scheinen, was dazu führt, dass ich mich ihnen bei räumlicher Begegnung näher fühlen kann, zumindest bezogen auf bestimmte Aspekte. Das ist sehr selten oder auch sehr häufig, je nach Sensibilität.

Ob es Subjektivität als absolute Möglichkeit geben kann, hängt von mehreren Menschen im Gespräch ab. Kann es ein dumpfes Bewusstsein besitzen, das Gespräch?

So wie ein Bild, handelt es sich bei einem Bild um eine abgespaltene Subjektivität? Prägt das Jetzt-Subjekt das möglich zukünftige und welche Verantwortung ergibt sich daraus?

Erzwingen Sie meinen Tod, so geht die Subjektivität in eine neue Subjektivität ein, welche von Anfang an nicht bereit ist zu leben und deshalb leiden wird. Die Harmonie wäre wieder gestört.

Ich schlage dir nun vor, den Gedanken zu untersuchen, ob ein Gespräch ein dumpfes Bewusstsein entwickeln kann, ein bewusstes Wesen, das nur im Zwischenmenschlichen existieren kann.

„Ein Metagespräch...“

Ich fange an, durch Umherrücken von Tabakzubehör wie bronzenen Aschenbechern, Feuerzeugen in chinesischen Drachenformen und steinernen Tabakdosen den Zusammenhang der Verschachtelung von Ebenen in Mikro- und Makrouniversen zu illustrieren und die Möglichkeiten der Kommunikation dazwischen.

Die Gottheit verbindet das Irdische mit dem Kosmischen. Welcher Gott verbindet es am besten, verknotet es am stärksten? Dieser Gott siegt. Diese Gottheit repräsentiert die Struktur des Zwischenmenschlichen.

Das Leben ist ein Modell der kosmischen Wahrheit. Auch das Leben muss sich konsequent leben, wie auch immer das aussieht. Sonst fehlt die Zeit, sich dem Kosmischen zu nähern.

„Sie glauben an den normalen Menschen?“

„Der normale Mensch wechselt alle 50 Jahre seine Verkleidung.“

„Alle 50 Jahre wechseln auch die Unnormalen.“

„Alle 50 Jahre züchtet sich die Menschheit um.“

Lieber Klaus, jetzt bin ich etwas abgeschweift. Aber schließlich ist das doch die Aufgabe der Briefkommunikation, Gedanken zu ermöglichen und diese gleich noch zu fixieren. Hat ein Brief ein dumpfes Bewusstsein? Ich bin sicher, du würdest das bejahen. Dinge zu schaffen, Existenz zu ermöglichen, die nur so und nicht anders sein werden, ist das nicht sogar eine Verpflichtung gegenüber der Menschheit?

„Die Menschen müssen lernen zu verstehen.“, würdest du bemerken, müssten lernen bescheiden zu sein und nicht mit ihrer Gier und ihrem Tätigkeitswahn den Erdenplaneten und die Erdenzeit zerstören und letztlich sich selbst.

Entnetzung aus der flirrenden Oberfläche und dafür Verbundenheit mit den tiefen wahren Zusammenhängen.

Lieber Klaus, die Zeit, ob wir mit ihr synchronisiert sind oder nicht, kann doch nur unser einziger chronologischer Bezugspunkt sein, so wollen wir sie betrachten, diese Zeit.

Möglicherweise konnte sich das Individuum in früheren Zeiten in der materiellen Welt verwirklichen. Dann vereinheitlichte sich das materielle Wirken immer mehr durch die Zeitalter aller Großreiche, Imperien und Staaten. Danach kommt unsere Zeit, die Zeit des Scheinindividualismus, das sich selbst so bezeichnende

„Medienzeitalter“.

Das Teilsein am Ganzen im Irdischen ist unabwendbar für den Einzelnen, eine Hoffnung auf ein autonomes irdisches Wirken Illusion. Die Menschheit züchtet sich erneut um. Der einzige Weg zum Individuum-Sein liegt in einer Vergeistigung, auch um die Größe des Mensch-Seins in die dann folgenden Zeiten des absoluten und intoleranten Neuglaubens zu retten.

Das Geistige nicht nur als Hoffnung, sondern als reales Wirkungsfeld des Individuums. Erst wenn danach das Geistige von der Masse erobert und platt gemacht sein wird, dann kann das Individuum die Erde neu entdecken.

Die Energie des Aufbaus neuer Dinge geht im Allgemeinen heute für eine Abwehrhaltung gegen das Zuviel drauf, oftmals restlos drauf. Ein Zuviel, was in allen Bereichen zu wuchern scheint und dessen Abwehr als vermeintliches Ziel die Leere hat.

Doch wo, lieber Klaus, gibt es derzeit die weiten und bis zum Horizont offenen Räume für die Erbauer neuer Dinge? Im Geistigen.
Nun denn, so baut das Geisteschloss!

Eine Hoffnung, aber ja, gehen wir den Weg der Entnetzung. Nur die Kunst kann uns vor dem Zuviel retten. Verdammt zur Gegenreaktion.
Kommunikation an sich ist inhaltsleer, die Vernetzungspunkte nur berühren ohne anzufassen wie ein Windhauch.
Und dann die Spuren vernichten oder vertrocknen lassen.

Wer lebt, hinterlässt Spuren. Wer denkt, hinterlässt Spuren.

„Kein Gedanke, der jemals gedacht wurde, wird jemals verschwinden“, wie es mein katholischer Freund aus Schwaben formulierte.

„Es wäre Magie, keine Spuren zu hinterlassen.“, sagst du und ermunterst mich wieder, die Übungen der Lichterzeugung durch bloße geistige Konzentration fortzusetzen.

„Es ist blaues Licht.“

„Das ist interessant.“

„Was bedeutet das?“

„Es bedeutet.“

„Welchen Charakter hat dieses Licht?“

„Es ist völlig verschieden von dem Licht der Sonne, kann nicht beschrieben werden.“

Gern Klaus, nehme ich deine Anregung auf, Träume auf ihren Lichtgehalt hin zu untersuchen. Mit den Traumprotokollen habe ich nach unserem damaligen Gespräch begonnen und versucht, das Licht des Traumes zu beschreiben innerhalb der Szenerie. Natürlich kann das nur ein vorbereitender Zugang zum Licht sein, eine kleine Übung sozusagen. Im Anhang dieses Briefes sende ich dir die beiden Texten aus dem letzten Winter, sicher erkennst du sie wieder, im Manuskriptstadium habe ich sie dir bereits gezeigt.

Das, was Ich-Sein heißt. Es ist das Paradies. Es wurde mehrfach durchschritten. Und rückblickend gesehen.

Es steht in keiner Vita, kann nicht beschrieben werden, steht in keinem Nachruf, kann nicht geblieben sein.

Es ist für's Sein, drum muss es gehen, der flüchtige Schatten mit Granitblöcken in den sonnenflirrenden Wartezimmern. Aus ihm stammen die Bilder, die Wirklichkeit heißen.

Bauen wir einen Wald aus Kunst. Zuerst pflanzen wir die Bäume. Wir wählen sie so aus, dass sie harmonieren und miteinander wachsen können. Wir lassen Wiesen frei. Wir schneiden faule Bäume weg. Wir stellen alte große Bäume unter Naturschutz. Wir leiten Bäche und Flüsse um, legen Wehre an, beseitigen das Unterholz. Dann lassen wir den Wald in Ruhe.

Wir lassen ihn verwachsen, wir lassen die Wehre zu Stromschnellen werden.

Dann warten wir.

Und dann gehen wir durch diesen Wald. Unser Denken stößt an jeden Baum und formt sich neu. Formt sich neu, so wie es einst den Wald geformt hat. Unseren Wald.

Lieber Klaus, danke für die Zigaretten. Noch mehr Pfeifen möchte ich keinesfalls rauchen, dafür fehlt mir die Ruhe, danke für den Tee, in der Küche sah ich das Foto mit der verstaubten Teekanne, roter Zeitpfeil, dass du einst mit einer alten Kamera in Annaberg aufgenommen hattest. Ich erkenne es wieder aus einem Katalog. Das Schachspiel ist immer noch ungespielt und an die Seite gerückt. Wie sollte es auch nicht. Seit im Januar die Lampe ihre Punktstrahlen für die Makrofotografien deiner Plastiken leihen musste. Hintergrund und Seitenlicht. Dabei waren die Akkus leer. So blieb alles vier Wochen stehen bis zum analogen Objektiv-Wechsel. Über die Abbildungen in der Kunstzeitung habe ich mich mit dir gefreut, ich hoffe, dass dir auch die Ausstellung in Annaberg mit den Bildzitatzen der Zeichnungen deiner Plastiken gefallen hat?

Die Wirklichkeit des Seins ist nicht erfahrbar. Das Göttliche ist ein Mittler zu dieser Wirklichkeit.

Ich bin ein kleiner Teil der Welt. Und doch existiert die Welt um meiner willen, wegen mir wachsen die Bäume, fällt Regen, weht der Wind durch die Blätter dieser Bäume. Das Werk als Dankbarkeit für diesen göttlichen Akt der Liebe. Ist dieser Gedanke schon einmal so gedacht worden? Sicherlich. Es ist der Gedanke des Menschen. Gedanke. Danke.

Lieber Klaus, eigentlich sollte das jetzt das Ende sein, doch inzwischen war ich auf der Post und habe mein Postfach geleert, worin sich die neue Ausgabe jener Kunstzeitung befand. Hierin abgedruckt fand ich deinen letzten Text, datiert vom 21. Juni.

Die kleine Prinzessin

Die kleine Prinzessin wuchs im Land des Dau und De auf. Sie war hübsch und zierlich, ja fast zerbrechlich anzuschauen, hatte schwarze Augen wie zwei tiefe Seen und war sehr musikalisch. Außerdem konnte sie zaubern: Sie konnte immer Gut und Böse vorher unterscheiden. Sie war so sensibel und benerot, daß ihr großes Volk nie Hunger litt, weil sie alles fühlen konnte. Und ihr Reich war voller bunter Farben. Als die Magier von der schönen Prinzessin hörten, wollten sie ihr das Geheimnis ihres Zaubers entreißen. Als das die kleine Prinzessin fühlte, denn sie konnte alles fühlen, nahm sie das Dau und De in ihrem Herzen mit und verließ ihr Land. Weil die Prinzessin nicht nur schön, sondern auch klug war, schenkte sie das Dau und De der ganzen Welt und dem Universum. Die Magier wurden so also von der Prinzessin ohne zu kämpfen schon vorher besiegt. Nun lebt die hübsche Prinzessin lange und glücklich und unerkant an einem anderen Ort. Kaum einer kennt heute noch das Dau und De. Und die kleine Prinzessin kennt auch keiner. Wer sich aber die Mühe gibt, fühlt das Dau und De noch heute in der großen Welt. Sie sind immer da und beschützen alles. So endet mein kleines Märchen. An einem fernen Tag, wenn viele Worte schweigen, wird etwas Seltsames geschehen.
(Klaus Sobolewski, 21.06.2006)

Lieber Klaus, am 22.06. habe ich mit dem Malen aufgehört, der Tag der Sommersonnenwende. Jetzt, „da viele Worte schweigen“ und auch die Bilder,

möchte ich wieder fortfahren zu versuchen, Licht zu denken.
Ich fragte dich einmal: „Wenn du am Ende des Weges bist, an was möchtest du dich erinnern?“
„An Licht. An klares Licht.“
Ich hoffe, du hast es gesehen.

Es grüßt dich herzlichst

Michael.

Anhang:

Traumlicht

11.12.2005
Die Kirche

In New York bin ich wie jedes Mal erstaunt, wie viel Freiflächen sich noch zwischen den Blocks befinden. Sogar wellige Hügel mit Einfamilienhäusern und großen Grundstücken.

Es ist Winter und das Licht hell und neutral wegen des gleichmäßigen Schnees, kein mittägliches Überstrahlen, kein dämmerndes Verschwimmen. Ein klares Licht.

Das Hotel ist ein sehr hohes Gebäude. Im Zimmer, das ich bewohnen soll, liegen noch die Sachen des Vormieters. Es ist unaufgeräumt, eine Schranktür fehlt und später stelle ich fest, dass die Armatur nicht funktioniert.

Ich gehe durch die Straßen, die sehr eng sind und plötzlich gelange ich auf einen großen Platz. Mit einer Kirche. Der Platz ist voller Menschen. Ich gehe an ihnen vorbei und finde eine verborgene Seitentür der Kirche, durch die ich als Einziger hineingelange. Es folgt ein langer Gang, der mit einem Kunststoff ausgekleidet ist und sehr hell mit Neonlicht beleuchtet. Durch diesen komme ich in den Hauptsaal der Kirche, ebenfalls sehr hell durch künstliches bläuliches Licht. Es befinden sich keine Fenster darin.

Mehrere Leute sind eingelassen worden und füllen die Bänke zur Hälfte. Der Vortrag soll gleich beginnen.

„Sie verspätet sich immer etwa eine Viertelstunde“, sagt mein Nachbar, der sich eine Zigarette anzündet. Er meint die Referentin.

„Eine Viertelstunde ist o.k.“, sage ich.

Ein Gespräch entwickelt sich zwischen den Wartenden. Wir reden über die Entwicklung der Malerei.

Wir beschließen, in ein Kunstmuseum zu gehen. Wir gehen.

11.02.2006
Der Baum

Ich gehe in den Garten hinaus.
Folge dem Ruf. Einem Ruf. Gott.
Der Garten ist flach. Es ist dunstig, doch sehr hell. Vielleicht ein trüb-trockener Tag
im Mai oder Juni.
Im Garten stehen Bäume, weit auseinander. Ich gehe auf einen kleinen Baum mit
dünnen Ästen zu.

Ich sage zu meinem Begleiter: „Wir müssen hinaufsteigen.“ Ich kenne meinen
Begleiter nicht. Er folgt mir auf den ersten Ast. Ein Weitersteigen ist nicht möglich.
Der Stamm verteilt sich in mehrere Äste, die fast alle senkrecht nach oben führen
und sehr dünn sind. Sie schwanken im leichten Wind. Nur leicht.
Ich fühle mich schwer. Ich blicke nach unten. Auf das trockene Gras.
Ich fasse Mut und klettere einen der dünnen Äste nach oben. Er droht zu zerbrechen.
Doch statt nach dem Zerbrechen nach unten zu stürzen oder das Ende zu erreichen,
greife ich plötzlich nach einer stärkeren Konstruktion aus horizontal angebrachten
Brettern, der dünne Ast verbreitert sich und gibt der Bretterkonstruktion sogar noch
Halt. Ich ziehe mich mit einem Klimmzug nach oben und liege auf einem Boden.
Ich helfe meinem Begleiter hoch, indem ich ihm die Hand reiche.
Als er oben ist, sehe ich mich um. Es gibt noch eine weitere Etage darüber, mit einer
Leiter erreichbar, darüber ein Spitzdach mit Dachfenstern.
„Sieh mal da.“
Diesmal geht mein Begleiter voraus. Die Treppe hält. Ich folge nach. Oben ein Gang,
labyrinthisch. Zimmer und am Tür.
Ohne Klinke. Auf der Tür steht:

*nicht aus dem hause gehen
doch alles wissen
nicht aus dem fenster blicken
und doch das dau des himmels sehen*

*je weiter hinaus man geht
desto weniger weiß man
darum geht der weiße nicht hinaus
und weiß doch
blickt nicht hin
und kann doch der dinge namen nennen
handelt nicht
und vollendet doch*

(Lao-tse: Tao-te-king)

Sie öffnet sich von innen von selbst. Draußen ein Treppenhaus. Mit Fenstern auf eine
taghelle Straße. Ich schließe die Tür wieder und gehe den Gang entlang, um die
Zimmer kennenzulernen.

11.07.2006
Das Licht

Das Licht breitet sich punktiert aus. Das heißt, am Anfang ist es konzentriert in einem Punkt. Manchmal grün. Von diesem Lichtpunkt aus wächst die Fläche durch Expansion vom Inneren. Zuerst stellt sich ein waberndes Gleichgewicht mit dem Äußeren ein, dem dunklen Prinzip.

Irgendwann jedoch - und keineswegs notwendigerweise - erringt die Intensität der lichten Helle des Inneren die Oberhand und drängt die Dunkelheit zurück.

Schleierartig zieht sie diese weg, bis irgendwann nur noch die Helle als Raum in das Existenz-Bewusstsein tritt. Nach einem Vergewissern der Grenzenlosigkeit des Raumes beginnt ein Schweben, ein Fahrradfahren über den siderischen Wolken, eine Zuversicht, die rätselhaft und klar zugleich ist.

Michael Goller, Chemnitz, 2006

Erschienen in "Klaus Sobolewski. Zum Gedächtnis", 42 S., 1. Auflage 2006, herausgegeben vom Kunst-Keller Annaberg e.V.,

mit Texten von Prof. Dr. Klaus Ramm, Brigitta Milde, Peter Huckauf, Thilo Götze Regenbogen, Gerhard Wolf, Ursula Lang, Michael Goller, Jörn Michael, Jörg Seifert und Klaus Sobolewski.